

Vladimir Vertlib

Erinnern-Enthüllen-Erzählen: Reflexionen über Flucht- und Grenzräume

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Studierende, es ist mir eine große Freude und eine Ehre, heute, an diesem Nachmittag, hier zu sein!

Für meinen Vortrag habe ich kein vorab eingegrenztes und klar definiertes Spezialthema gewählt, sondern werde mich heute dem Dachthema dieser Reihe von Poetikvorlesungen, nämlich „Erinnern-Enthüllen-Erzählen“ in essayistischer Weise annähern: ein persönlicher Rundumschlag, eine parteiische, eine polemische Bestandsaufnahme in drei „Versuchen“ („Essays“) soll es werden. Es sind Reflexionen über Flucht- und Grenzräume, über Widersprüche und die stete Suche nach der Selbstvergewisserung. Und noch etwas mehr als das... Als ehemaliger Flüchtling und Migrant mit russisch-jüdischen Wurzeln versuche ich die Brüche und Ambivalenzen auch in mir selbst aufzuspüren, einen Bogen zu spannen...

1 Versuch: OSTEN

Ich möchte Ihnen eine Geschichte erzählen, die ich vor Jahren in dem 1997 erschienen Buch mit dem Titel *Café Istanbul. Alltag, Religion und Politik in der modernen Türkei* gelesen hatte. In den Neunzigerjahren machte in Istanbul ein sehr verstörendes Gerücht die Runde (ob es einen wahren Kern hat oder nicht, sei dahingestellt): ein japanischer Konzern habe der Stadtverwaltung den Vorschlag gemacht, das Goldene Horn, das damals eher einer stinkenden Kloake glich, zu reinigen, und zwar unentgeltlich. Als Entschädigung erhebe der Konzern nur den Anspruch auf die Schätze, die er im Zuge besagter Reinigung am Grunde des Goldenen Horns finden würde. Die Stadtverwaltung habe diesen Vorschlag abgelehnt und damit – so jedenfalls dachten damals viele Bewohner Istanbul – absolut richtig gehandelt, denn, bekam man damals in Istanbul immer wieder zu

hören, besser, es bleibe alles beim Alten und die Kostbarkeiten verborgen, als dass sie außer Landes gebracht würden.

„In meiner Deutung dieser Geschichte“, schreibt Günter Seufert, der Autor von *Café Istanbul*, „steht Japan hier mit seiner Technologie und Aktivität, mit seinem Know-How und Unternehmergeist für die moderne und vom Westen geprägte Zeit, steht stellvertretend für ‚die Anderen‘, die diese Zeit beherrschen. Das Goldene Horn hingegen repräsentiert die eigene, keineswegs rosige Lage, ‚den Osten‘, die Türkei und, aus der Sicht der Sprecher, ‚UNS‘. Die Episode beschwört die Überzeugung, dass ‚der Osten‘ über Schätze verfügt, unzählbar und unmessbar in ihrer Fülle, und dass trotz aller Widrigkeiten das eigentlich Kostbare und Überdauernde bei ihm [also im Osten] daheim ist. *Kostbarkeiten sind das, die nichts von ihrem Glanz verlieren, auch wenn sie heute bis zur Unkenntlichkeit mit Schmutz und mit Fäkalien bedeckt sind.*“ Also, auf den Punkt gebracht: Mit Fäkalien bedeckt, aber dennoch schöner als alles andere, denn nichts ist schöner als die Heimat...

Sie können sich denken, warum ich Ihnen diese Geschichte erzähle. Als ich sie das erste Mal las, dachte ich mir: es geht in diesem Buch zwar um die Türkei, doch was hier geschildert wird, ist eine Metapher, die auch für „UNS“ Gültigkeit hat. Wir, das sind jene, die aus dem so genannten „Osten“ stammen, die dort leben oder von dort herkommen. OSTEN: ein Ausdruck, den auch Günter Seufert selbst in der soeben zitierten Passage, wenn auch unter Anführungszeichen, verwendet, spricht er doch bezeichnenderweise nicht vom Orient, vom Nahen Osten oder der islamischen Welt, sondern vom Osten ganz allgemein. Nun kann man darüber diskutieren, wo der „Osten“ beginnt, ob schon in Eisenach, Ustí nad Labem oder Bratislava, in Mukatschewo, Narwa oder Maribor, schon in Rijeka oder erst in Tschernowitz. Oder vielleicht doch erst in Istanbul? Über den Begriff wird seit Jahrhunderten diskutiert, doch Seufert lässt ihn bewusst offen, verwendet ihn salopp, weil es weniger um eine klare geographische Zuschreibung, sondern vielmehr um eine Geisteshaltung und Weltsicht, um Selbst- und Fremdwahrnehmung und vor allem um Gefühle geht...

Fünf Jahre war ich alt, als meine Eltern und ich die Sowjetunion verließen. Als ich nach der Emigration das erste Mal in meine Geburtsstadt zurückkehrte, hieß sie nicht mehr Leningrad, sondern wieder St. Petersburg.

Es war Herbst 1993, die Stadt wirkte wie paralysiert, trist und niedergeschlagen nach den vielen Jahren der Diktatur und den wenigen Jahren der Perestrojka, welche nach der anfänglichen Euphorie zum Niedergang und Elend, Kriegen, Lebensmittelkarten, Hyperinflation und Vermögensverlust geführt hatte. Ein Kilo Brot kostete 200 Rubel; zwei Jahre zuvor war dies noch ein gutes Monatsgehalt. Außerdem fand in Moskau gerade ein Machtkampf zwischen Präsident Jelzin und dem noch aus Sowjetzeiten stammenden Kongress der Volksdeputierten statt, der für Verunsicherung und Angst sorgte und bekanntermaßen blutig ausgetragen wurde. Dennoch hatten viele Menschen die Hoffnung noch nicht verloren, glaubten oder hofften insgeheim, dass alles bald oder zumindest in absehbarer Zeit besser werde, auch wenn die Lebensrealität der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung keineswegs danach aussah. Die „schlimmen Neunzigerjahre“ sollte in den kommenden Jahren erst so richtig schlimm werden. Es schien mir, als befinde sich die ganze Stadt in einer schweren depressiven Verstimmung, wenn auch noch nicht in einer echten Depression. Düster und schäbig war die Stadt, und doch hatte keine Katastrophe vermocht, ihre Schönheit zu zerstören, weder davor noch danach.

Kaum war ich angekommen, wurde ich von sämtlichen Verwandten vor den Gefahren gewarnt, denen ich mich auf den Straßen St. Petersburgs aussetzte. Beschimpft, gedemütigt, bestohlen, betrogen, ausgeraubt, ermordet oder noch Schlimmeres könne mir, einem deutlich als „Westler“ erkennbaren jungen Mann, geschehen (mein Onkel berichtete von „abgemurksten“ Touristen und verwendete dabei das schwer zu übersetzende Wort „*ukokóschili*“, und so beschloss ich, mich zu verkleiden, zog die alten Hosen, Schuhe, Hemden und den Mantel meines Onkels an – die Sachen passten mir (mehr oder weniger), und auf einmal sah ich nicht nur einheimisch, sondern richtig armselig, also für russische Verhältnisse normal aus. Man nahm mir den Einheimischen ab, obwohl mein Russisch für manche etwas antiquiert klang. Mein in St. Petersburg lebender Cousin erklärte mir, ich gebrauche Ausdrücke, die üblicherweise von siebzehnjährigen Damen und nicht von jüngeren Leuten (ich war damals 27) verwendet würden. Hin und wieder runzelte jemand die Stirn oder war erstaunt, wenn ich nach Worten rang oder holprige Formulierungen verwendete, doch hatte ich mich bald so weit angepasst, dass ich Museen und andere

Sehenswürdigkeiten zum billigen Tarif für GUS-Bürger, der damals etwa ein Zehntel von dem ausmachte, was Ausländer zahlen mussten, betreten durfte. Keiner fragte nach oder kontrollierte meinen Ausweis. Das machte mich stolz, manchmal sogar ein bisschen glücklich, und Sie verstehen natürlich, dass dies nichts mit den für mich lächerlich geringen Beträgen zu tun hatte, die ich dabei sparte... Vor dem Eingang zum Zarenpalais und dem berühmten Park von Petergof, der damals noch Petrodworez hieß, hatte ein älterer Mann einen Stand (es war, soweit ich mich erinnern kann, nichts weiter als ein Holztisch) aufgebaut und bot Ansichtskarten zum Verkauf an. Ich blieb stehen, schaute mir die Bilder an. Sie waren von minderer Qualität, sowjetische Massenware, die Abbildungen waren grobkörnig, manchmal verwaschen, die Farben blass. Doch gerade deshalb gefielen sie mir, erinnerten sie mich doch sehr an jene Ansichtskarten, die ich in meiner Kindheit von meiner Großmutter geschenkt bekommen hatte.

„Nein, das ist nichts für Sie“, erklärte mir plötzlich der Verkäufer. „Das ist für Touristen aus dem Westen. Gehen Sie um die Ecke, dort hinüber, hinter der Mauer, dort finden Sie einen anderen Stand mit qualitativ viel besseren Ansichtskarten, die außerdem nur halb so teuer sind. Die sind für *unsere* Leute.“

Ich zögerte.

„Gehen Sie schon!“, insistierte der Verkäufer. „Ich gebe Ihnen diesen guten Rat, in Ihrem eigenen Interesse, auch wenn mir dadurch ein Geschäft entgeht. Gehen Sie lieber zu meinem Kollegen.“ Er zeigte mit dem Finger in die entsprechende Richtung. „Dort finden Sie einige wirklich gelungene und außerdem billige Fotos von Petrodworez und von einigen anderen Schlössern.“

Ich zögerte immer noch.

„Wissen Sie“, erklärte er mir. „Die Ausländer merken den Unterschied ohnehin nicht. Sie schätzen unser kulturelles Erbe nicht und erkennen nur selten seinen Wert. Aber wenn Sie schauen, wie schäbig und heruntergekommen bei uns alles ist, kann ich das den unwissenden Touristen aus Europa oder Amerika nicht wirklich verübeln. Sie sind oberflächlich. Für sie muss alles strahlen, damit sie es sehen.“ Ich murmelte etwas, ich hatte Angst etwas zu sagen, was mich verriet. „Es gibt diese besondere, die schöne Perspektive auf die Dinge“, sinnierte der Verkäufer, „eine Perspektive,

die das Wesen der Dinge zum Vorschein bringt. Doch diese können nur wir erkennen, und nur wir wissen sie zu schätzen und verstehen, was sie bedeutet. Gehen Sie um die Ecke – zum Stand meines Schwagers. Dort bekommen Sie alles billiger. Ich kenne übrigens den Fotografen gut, der die Bilder gemacht hat.“

So oder so ähnlich sprach der Verkäufer, er sprach ernst, ruhig, sogar bedächtig, keineswegs insistierend, sondern eher resignativ. Ich kaufte bei ihm trotzdem einige Ansichtskarten und nicht bei seinem Schwager um die Ecke. Warum? Aus Trotz vielleicht. Vielleicht auch, weil ich hinter dieser Geschichte irgendeine Gaunerei befürchtete.

Heute denke ich, dass der Verkäufer alles genau so meinte, wie er es mir gesagt hatte. Vielleicht aber lag der Grund, warum ich mich zum Kauf gerade dieser minderwertiger, überteuerter Ansichtskarten entschieden hatte, darin, dass ich ein schlechtes Gewissen hatte, ein schlechtes Gewissen, weil ich mich verkleidete und für jemanden anderen ausgab, weil ich das Glück gehabt hatte, rechtzeitig der Welt, in der ich mich gerade befand, zu entfliehen, weil ich zwar jeden Tag, jede Stunde, jede Minute meines Russlandaufenthaltes als existenziell und wichtig erlebte und doch froh war, jederzeit wieder wegfahren zu können. Und selbstverständlich war es mir unangenehm, ja geradezu peinlich den Erwartungen des Verkäufers, der gut zweimal älter war als ich, nicht zu entsprechen. Musste er mich nicht für undankbar und dumm halten? „Wie Sie wollen“, sagte er mit einer Mischung aus Enttäuschung und Erstaunen, als ich auf dem Kauf insistierte. „Es ist Ihr Geld.“

Die Ansichtskarten kamen mir teurer zu stehen, als ihm bewusst war.

2. Versuch: GRENZE

Am 30. September 2015 spricht mich vor dem Salzburger Hauptbahnhof ein dunkelhäutiger Herr in mittleren Jahren an. An diesem Abend bin ich als freiwilliger Helfer der *Caritas* im Einsatz und schiebe gerade einen Einkaufswagen voller Decken, um diese an Flüchtlinge, die auf ihre Weiterreise nach Deutschland warten, zu verteilen. Der Mann macht einen sehr aufgeregten Eindruck. Warum ich denn „diesen Leuten“ helfe, fragt er mich empört. Warum bekommen sie so viel, warum werden sie ins Land gelassen, warum sind viele Österreicher so begeistert darüber?

Warum werden gerade sie mit offenen Armen empfangen, so als sei Europa plötzlich zu einem Selbstbedienungsladen für Menschen aus aller Welt geworden? Vor 27 Jahren sei er selbst als Flüchtling nach Österreich gekommen. Damals habe ihm kaum jemand geholfen, jahrelang habe er illegal im Land gelebt und gearbeitet, habe es schwer gehabt, habe „ganz unten angefangen“, es letztlich aber doch „zu etwas gebracht“. Schließlich sei es ihm gelungen, seinen Status zu legalisieren. Inzwischen sei er längst österreichischer Staatsbürger.

Ich widerspreche, versuche zu argumentieren, weise darauf hin, dass ich selbst einmal Flüchtling und Migrant gewesen sei, dass ich es als Gastarbeiterkind in Wien schwer gehabt habe, dass meine Mutter, eine Mathematiklehrerin, zeitweise als Putzfrau, mein Vater, ein Jurist, als Hilfsarbeiter gearbeitet hatten. Dennoch oder, besser gesagt, gerade deshalb erfülle es mich mit Genugtuung und Freude, wenn die Flüchtlinge von heute von einem Teil der Bevölkerung, wenn auch leider bei weitem nicht von allen, willkommen geheißen werden. „Sollen denn alle dasselbe durchmachen müssen, was Sie oder meine Eltern und ich erleben mussten?“, frage ich den Mann, der neben mir herläuft und auf mich einredet, während ich schon längst den Bahnhof durchquert haben sollte, um zu jenem Hinterausgang zu gelangen, wo eine große Gruppe von Flüchtlingen auf das Austeilen der Decken wartet. In der Bahnhofshalle sitzen oder liegen junge Männer auf dem Boden. Einige haben Schlafsäcke, andere betteln um eine Decke, doch darf ich ihnen keine geben. Sie müssen sich wie die anderen an der Ausgabestelle draußen auf der Straße anstellen. Im Caritas-Depot, aus dem die Flüchtlinge versorgt werden, sind kaum mehr Decken übrig.

„Freuen Sie sich denn nicht, wenn heute zumindest ein paar Dinge, vielleicht nur punktuell und für kurze Zeit, besser sind als vor zwanzig oder dreißig Jahren?“, frage ich.

„Nein! Nein! Es geht ums Prinzip!“, sagt der Mann aufgeregt.

„Um welches Prinzip denn?“, frage ich und versuche, ruhig zu bleiben. „Diese Menschen haben alles verloren.“

„Sie bekommen alles!“, schreit er.

„Dann zerreißen Sie doch Ihren österreichischen Pass und schließen sich den Flüchtlingen an, um alles zu bekommen“, sage ich und beschleunige meinen Schritt.

In der Lastenstraße, an der weniger repräsentativen, der Stadt abgewandten Seite des Bahnhofs, gelingt es der Polizei, den Dolmetschern, einem Caritas-Kollegen und mir mit einiger Mühe, die jungen Männer davon abzuhalten, sich auf meinen Wagen zu stürzen und sofort alle Decken an sich zu reißen. Frauen und Kinder haben Vorrang. Die Außentemperatur liegt an diesem späten Abend unter zehn Grad, und die Bahnhofstiefgarage, in der achthundert Feldbetten stehen, ist gerade voll belegt. Und dann sehe ich ein Kind, einen Jungen, vielleicht sechs oder sieben Jahre alt, der barfuß auf dem Asphalt herumläuft, und kurze Zeit später ein weiteres Kind, einen etwa Dreijährigen, der ebenfalls weder Schuhe noch Socken hat. Einige Männer tragen Flip-Flops oder Sandalen, eine Frau und ihre Tochter nur Strümpfe.

Eine Viertelstunde später sind der Caritas-Kollege und ich wieder in der Lastenstraße und verteilen Schuhe und Socken – an den Dreijährigen, an den Sechsjährigen... Weitere Kinder umringen uns, es werden immer mehr. Sie ziehen an unseren Jacken und zeigen mit den Fingern auf ihre zerrissenen Schuhe oder ihre nackten Füße. „Give me!“, betteln sie. „Give me! Please, for me!“

Hoffentlich wird für die Familien ein Schlafplatz in der Bahnhofstiefgarage frei. In dieser Nacht werden sie die Grenze nach Deutschland noch nicht überqueren.

Ich mache einen kleinen Zeitsprung:

Salzburg, 2. November 2015, „Camp Grenze“: Das Areal rund um das alte Zollgebäude ist eingezäunt und wird vom Militär bewacht. Drinnen sind ebenfalls Absperrungen, Zelte, Toiletten- und Waschkabinen, eine Krankenstation, Bereiche für Frauen und Kinder, eine Tiefgarage, die als Warteraum dient. Der Grenzübertritt der Flüchtlinge nach Deutschland, in Österreich „Auslass“ genannt, erfolgt über eine schmale Fußgänger- und Fahrradbrücke, welche über die Saalach ins bayerische Freilassing führt. Seit einigen Wochen ist diese Brücke abgesperrt und ausschließlich für Flüchtlinge reserviert. Um „ausgelassen“ zu werden, müssen sie einige Zeit (manchmal auch einen Tag oder eine Nacht) warten, bevor sie sich in eine Schlange einreihen dürfen. Aus dieser Schlange werden sie in kleinen Gruppen in ein Doppelzelt vorgelassen, das wiederum in vier oder fünf Bereiche unterteilt wird. Für den Einlass ins Doppelzelt und den „Auslass“

auf die Brücke sind wir, die freiwilligen Helfer, zuständig. Etwa viermal pro Stunde meldet sich ein deutscher Polizist per Funk. Rund um die Uhr. Schichtdienste auf beiden Seiten – ohne Unterbrechung.

„Deutschland an Österreich, bitte kommen!“ – „Österreich an Deutschland“, antwortet jener von uns, der gerade das Funkgerät hat. „Ihr könnt die nächste Gruppe rüberschicken. Maximal 25 Personen.“ – „Österreich an Deutschland. Verstanden. Wir schicken euch 26 rüber. Wir haben eine Gruppe mit 26.“ – „Deutschland an Österreich. Gut. Passt.“ Manchmal ist die Sprache verräterisch. „Ihr könnt das nächste Paket schicken“, heißt es zum Beispiel. – „Ist unterwegs.“

Wir öffnen den Zeltausgang und lassen die Gruppe aus dem vorderen Zeltbereich hinaus. Drei Meter weiter ist ein Gitterzaun mit improvisiertem Tor, dahinter ein Rad- und Fußweg, der am Fluss entlangführt, dann ein weiterer Gitterzaun mit Tor. „One line, one line, please! Wait!“ Noch einmal abzählen. 24, 25, 26. Tor auf.

Währenddessen rückt die zweite Gruppe in den vorderen Bereich des Zeltes vor, die Gruppen dahinter rücken nach, ein Kollege lässt eine neue Gruppe aus der Warteschlange ins Zelt, von hinten wird die Schlange aufgefüllt, während in regelmäßigen Abständen Busse Flüchtlinge aus dem Camp in einer ehemaligen Autobahnmeisterei, wo sie „bebändert“ wurden, hierher, an die Grenze, bringen. Die Papierbänder, die den Flüchtlingen um den rechten Unterarm gewickelt werden, haben verschiedene Farben, Buchstaben und Zeichenkombinationen. Sie regeln die Reihenfolge, nach der Flüchtlinge über die Grenze gehen dürfen. Diese Bänder müssen wir ihnen vor dem Auslass unbedingt abschneiden.

Nachtschicht. Drei freiwillige Helfer, darunter ich. Die Menschen in der Schlange frieren. Am frühen Morgen wird die Temperatur um den Gefrierpunkt liegen. Das Bundesheer teilt graue Armeedecken aus, die wir im Zelt wieder einsammeln.

Die Flüchtlinge sind müde, viele krank. Sie husten, atmen schwer, zittern, manche haben Fieber, Schweiß auf der Stirn. Ich sehe ein Baby, etwa drei Wochen alt, in eine Decke gewickelt. Kranken, Kindern und alten Menschen lassen wir die Decken, auch wenn ihr Fußweg ans andere Flussufer keine hundert Meter lang ist. Das Baby schreit kein einziges Mal – weder in der Schlange draußen noch im ersten Zelt oder bei den

Nachrückungen ins zweite Zelt. „Schau nach, ob das ein Baby oder ein Bündel ist“, bittet mich der Kollege. Haben wir das Baby doch tatsächlich übersehen. Oder haben wir es schon mitgezählt und wieder vergessen? 25 Personen dürfen mit dieser Gruppe die Brücke überqueren.

Nachrücken. „No, not here. Sit down! Stay with your group, please.“ Ein junger Flüchtling erklärt mir, dass er es leid sei, zu warten. Seit Wochen werde er von Absperrung zu Absperrung geschoben und müsse ständig Anweisungen befolgen. Er solle noch ein bisschen Geduld haben, er sei fast am Ziel, erkläre ich ihm. Dass es auf deutscher Seite genauso weitergeht, dass dort das Warten erst beginnt, sage ich ihm nicht.

Das Bundesheer sorgt für Unterkunft und Verpflegung, hilft bei der Zusammenstellung der Gruppen und übernimmt Sicherungsaufgaben. Für Bebänderung und Auslass ist es nicht zuständig. Dies darf weder die Polizei noch die Armee durchführen, weil die Stadt Salzburg darauf besteht, dass dies durch Freiwillige erfolgt. Auf keinen Fall soll die Bebänderung wie eine „offizielle Registrierung“ aussehen, auf dass die deutschen Behörden nicht plötzlich auf die Idee kommen, die Flüchtlinge zurückzuschicken, damit sie ihre Asylanträge hier bei uns stellen. Und kein Soldat öffnet jemals die Pforte zur Brücke, die nach Deutschland führt.

Um etwa zehn nach vier kündigt die deutsche Polizei eine halbstündige Pause an. Nach einigem Geschiebe und Gezerre herrscht plötzlich gespenstische Ruhe im gesamten Doppelzelt, unterbrochen nur von regelmäßigem Husten, Schnäuzen, gelegentlichem Seufzen. Ein alter Mann trägt einen weißen Mundschutz. Er wirkt sehr krank. Drei junge Erwachsene stützen ihn, erklären ihm etwas im Flüsterton, reden ihm gut zu. Kinder sitzen still neben ihren Eltern oder auf deren Schoß. Manche starren uns mit weit aufgerissenen Augen an. Ein junger Mann hat sich auf den Boden gelegt und schläft. Eine zusammengerollte Decke dient ihm als Kissen. Andere legen die Köpfe auf die Schulter des Nachbarn, nicken ein, fahren hoch bei jedem Geräusch. Geht es weiter? Wann geht es weiter? Warum geht es nicht weiter?

Wir stehen und warten. Die Flüchtlinge sitzen und warten. Die Menschen draußen in der Schlange stehen, frieren und warten. Die Soldaten erklären ihnen, sie mögen wieder in die Tiefgarage unter dem ehemaligen Zollamtsgebäude gehen, doch sie rühren sich nicht vom Fleck. So knapp

vor dem Ziel kehren sie nicht mehr um. Viele von ihnen waren Tausende Kilometer unterwegs. Keinen Meter gehen sie zurück. Ich nehme den Flüchtlingen in den Zelten die Decken ab und teile sie an die Wartenden draußen aus.

Ich gehe in den schmalen Außenbereich zwischen dem Zelt und dem ersten Gitterzaun, um zu rauchen. Eine Straßenlaterne beleuchtet den Zeltausgang, den öffentlichen Weg, die beiden Zäune und die wenigen Meter dahinter, die zur Brücke führen. Die Brücke selbst ist schlecht beleuchtet, genauso wie das andere Ufer – eine Aulandschaft. In den Zelten auf der anderen Flussseite, im deutschen Camp, brennt Licht. Die Dunkelheit und der Nebel haben sie scheinbar in die Ferne gerückt, so als wären sie weit weg und winzig klein und würden einige Meter über der Erde schweben: leuchtende Fenster, Konturen im Zwielflicht und rundherum nur Dunkelheit. Wenn die Flüchtlinge in der Nacht über die Brücke gehen, hat man den Eindruck, sie würden, sobald sie den Lichtkegel der Straßenlaterne verlassen haben, im Nichts verschwinden.

Hinter meinem Rücken höre ich das verzweifelt klingende Husten des alten Mannes, und mir drängt sich zum wiederholten Male die Frage auf, was ich hier eigentlich mache, warum all diese Menschen nicht in Istanbul in den Zug oder in ein Flugzeug steigen, um bequem und ohne Zwischenstopps nach Deutschland zu reisen. Stattdessen bin ich hier und erschaffe Erinnerungen. Hunderte Flüchtlinge haben meine beiden Kollegen und ich in die Zelte hinein, durch die Zelte hindurch und aus den Zelten hinaus begleitet. Nur einige von ihnen bleiben uns im Gedächtnis. Viele von ihnen werden sich allerdings sehr gut an uns erinnern, ist dies doch ein existenzieller Moment ihres Lebens. Später werden sie über diese Nacht berichten, die Nacht, als sie in Deutschland ankamen. Sie werden sich das Datum merken, Schulaufsätze darüber schreiben, Interviews geben, ihren Kindern davon erzählen. Welches Bild wird sie ihr Leben lang begleiten? Ein Lächeln? Eine nette Geste? Ein schroffer Befehl? Der Schokoriegel, den ich einem verletzten Zehnjährigen schenkte, der auf dem Boden lag? Sollten wir das alles nicht mitbedenken? Und wenn wir das mitbedenken, sind wir dann überhaupt noch handlungsfähig?

Ich selbst hatte Glück. Meine Odyssee als Migrant hat mehr als zehn Jahre gedauert. Als Kind und als Jugendlicher bin ich mit meinen Eltern

in sieben Ländern gewesen - mit insgesamt siebzehn Zwischenstationen, meinen Geburtsort Leningrad (St. Petersburg) nicht mitgerechnet. Ich übernachtete in Aufnahmezentren für Flüchtlinge und Migranten, bei Verwandten und Freunden, in Hotels und Pensionen und in einer YMCA-Unterkunft, in fahrenden Zügen, in winzigen Wohnungen ohne Bad, Wasseranschluss und Toilette (Waschbecken und WC waren außerhalb der Wohnung auf dem Gang) und befand mich in Paris im Herbst 1975, als ich neun Jahre alt war, mit meinen Eltern stundenlang auf Herbergssuche, spät am Abend, müde, mit schweren Taschen, die ich tragen musste, jammernd. Das Bett in einem Hotelzimmer, das wir schließlich gegen Mitternacht bezogen, weil es billig genug war, dass meine Eltern es sich leisten konnten, war voller Küchenschaben. Sie krabbelten über meine Wangen. Wenn ich die Augen öffnete, sah ich sie vor meiner Nase oder vermutete sie dort, und ich hatte Angst, sie würden in meine Ohren, in mein Gehirn und in meinen Verstand kriechen, dort ihre Eier ablegen, so dass mein Kopf schließlich voller Larven wäre. Am Morgen stellte sich heraus, dass die Küchenschaben überall waren: unter dem Kissen, im Bad, in der Toilette. Meinen Ekel und die Angst, die ich damals empfand, werde ich nie vergessen. Doch was ist das alles gegen die Erfahrungen von Kindern, die Krieg und Verfolgung erlebt haben und beinahe im Mittelmeer ertrunken wären? Bin ich deshalb hier und mache eine Schicht von Mitternacht bis sechs Uhr früh? Um etwas gutzumachen? Etwas an andere zurückzugeben für das Glück, das ich selbst gehabt hatte?

Ein junger Mann folgt mir ins Freie, um zu rauchen, schaut sich um und sagt: „I love Europe! It's beautiful!“ Sein Englisch ist ausgezeichnet. Vor dem Krieg habe er in Damaskus Europäische Geschichte studiert. Wir reden über Grenzen und über Flucht. 1945 seien acht Millionen Menschen in Mitteleuropa als Flüchtlinge unterwegs gewesen, erklärt mir der junge Syrer. Ja, ich weiß, sage ich. Vor 1938 hätten Flüchtlinge aus Deutschland die Grenze Richtung Österreich überquert. Während der Nazi-Zeit seien Juden und Regimegegner aus Salzburg geflüchtet. Nach dem Krieg habe es in Salzburg Dutzende Lager für Displaced Persons, darunter viele Juden auf dem Weg nach Palästina und Heimatvertriebene, gegeben. Sie alle hätten es anfangs schwer gehabt. Auch er werde es nicht leicht haben. Ja, ich weiß, sagt er schmunzelnd. Ich schaffe das schon!

Ich sei oft in Deutschland, erzähle ich. Demnächst fahre ich nach Dortmund. „Oh, Dortmund!“, sagt er euphorisch. Dortmund liege doch im Ruhrgebiet, und dort habe es in den Jahren 1923-1924 die Ruhrbesetzung durch alliierte Truppen gegeben. Bis 1925, korrigiere ich.

Ich stehe im Salzburger „Camp Grenze“ zwischen Zelt und Zaun und rede mit einem syrischen Flüchtling über die Ruhrbesetzung in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und darüber, ob beziehungsweise inwieweit diese die große Inflation ausgelöst habe. Die Realität übertrifft stets alles, was ich als Autor jemals erfinden könnte...

„Is that Germany?“, fragt mich ein anderer junger Mann und zeigt mit dem Finger auf die Zelte am anderen Ufer. – „Yes.“ – „Hurra! Finally!“, ruft er und springt vor Freude in die Höhe. „Germany! Germany!“

Deutschland habe den Krieg verloren, aber den Frieden gewonnen, sinniert der angehende Historiker. Nun sei es eines der reichsten Länder der Welt.

Vier Uhr fünfundvierzig. Ich gehe wieder ins Zelt. Im vordersten Bereich des Zeltes, direkt am Auslass, sitzen zwölf Flüchtlinge, im zweiten Bereich fünfzehn. „Eigentlich könnten wir, da ja die Deutschen immer etwa 25 Flüchtlinge akzeptieren, die beiden ersten Gruppen zusammenlegen“, schlage ich vor. „Dann haben wir eine Gruppe mit 27 Leuten, die wir rüberschicken, nur zwei mehr als ausgemacht, und genau so viele können aus der Kälte ins Zelt nachrücken.“

„Okay“, sagt der Kollege.

„Stand up, please! Move on, go to this part of the tent. Sit down!“ Die Menschen folgen meinen Anweisungen – müde, langsam, ohne Fragen zu stellen. „Deutschland an Österreich!“ Endlich! „Ihr könnt die nächste Gruppe rüberschicken. Maximal 20 Personen. Ich wiederhole: maximal 20 Personen!“ – „Maximal 20 Personen“, wiederholt der Kollege und schaut mich an, als hätte ich Mist gebaut. Er hat recht: Ich habe Mist gebaut! Ich hätte vorhersehen müssen, dass so etwas passieren kann. Die Deutschen sind unberechenbar. Zuerst behaupten sie großspurig: „Wir schaffen das! Wir schaffen das!!! Wir schaffen das?!“, und dann führen sie Grenzkontrollen ein, lassen Flüchtlinge an ihren Grenzen frieren und verringern willkürlich die Größen der Gruppen.

„Listen, we need 20 people!“, schreit der Kollege. „Only 20 people for this group. The others have to wait.“ Unruhe kommt auf. Die Flüchtlinge

reden durcheinander, schauen uns zuerst erstaunt und dann böse an. Afghanen und Syrer reden aufeinander ein und finden keine gemeinsame Sprache. „Are you one family?“ – „Yes?“ – „How many?“ – „Nine.“ – „And you?“ – „Ten.“ – „Okay. You go. The others have to wait.“ Der alte, kranke Mann mit Mundschutz ist verzweifelt, er schimpft, ist den Tränen nahe. Er und seine drei jüngeren Verwandten warten seit 40 Minuten ganz vorne im Zelt. Nun wird ihnen eine Großfamilie vorgezogen, die ursprünglich im zweiten Bereich, also weiter hinten, gesessen war.

Wir zählen die Menschen und kommen auf mehr als 20. „Das ist immer so“, schimpft der Kollege. „Zuerst sagen sie, es sind neun Personen, dann gibt es noch einen Onkel und einen Cousin, und dann sind es plötzlich zwölf oder 13.“ Nach einer weiteren turbulenten Minute stellt der Kollege eine Gruppe aus 16 Flüchtlingen zusammen. „So, dabei bleibt es jetzt“, sagt er und führt sie hinaus. „Nehmen wir doch wenigsten den alten Mann und seine drei Familienangehörigen noch dazu“, bitte ich. „Er ist steinkrank und wartet schon lange. Dann haben wir eine Gruppe mit genau 20!“ Der Kollege nickt. „Come!“, sage ich zu dem Mann mit dem Mundschutz. „Schukran!“, flüstert er und verschwindet in der Dunkelheit.

3 Versuch: SCHREIBEN

Vor einiger Zeit nahm ich in einem sozialen Netzwerk an einer Diskussion zum Thema „offene Gesellschaft“ teil. Für einen meiner Gesprächspartner, einen Herrn in mittleren Jahren, waren meine Überlegungen zu diesem Thema offenbar ein rotes Tuch. Was ich geschrieben hatte, erinnerte ihn, so schrieb er mir jedenfalls, stark an die „Egozentrik von Genderidiotinnen*“, die unterbewusst ihr wurzelloses Dasein so sehr verabscheuen, dass sie nur den Ausweg sehen, ihr ganz persönliches Schicksal der Welt als universelles Lebensmodell zu verkaufen, anstatt einfach mit ihrem Anderssein zu leben und dem Rest der Gesellschaft damit nicht auf den Sack damit zu gehen.“ Meine „Rhetorik“, sei die „eines Gestrandeten, der nun völlig entwurzelt, heimatlos, die schlechteste aller Möglichkeiten ergreift, mit dem eigenen Schicksal fertig zu werden: Es zum Ideal erklären. Und Leute, die eine echte Heimat, Sprache und Kultur besitzen und weiter darin leben möchten, als Hinterwäldler zu bezeichnen.“ Was eine „echte Heimat“ sei,

wollte er mir allerdings nicht verraten. Das würde jemand wie ich sowieso nicht verstehen, meinte er.

„Sie sind ein Reisender“, erklärte er mir. „Das ist Ihr unfreiwilliges Schicksal und Ihre Bürde. Hören Sie auf, es anderen aufzuhalsen.“ Andere Teilnehmer des Blogs pflichteten diesem Herrn sofort bei, erklärten, Grenzen sollten geschlossen werden, der Islam gehöre eingedämmt, der „Genderwahn“ abgestellt, die alten Bezugsräume wiederhergestellt. Das Christentum habe in Europa eine privilegierte Stellung; daran dürfe sich nichts ändern.

Seltsam: Ich hatte im Zusammenhang mit der offenen Gesellschaft lediglich darauf hingewiesen, dass Nationalstaaten im klassischen Sinne der Vergangenheit angehören, dass Identität und Kultur niemals etwas Statisches, sondern grundsätzlich – auch ohne Zuwanderung oder die Ankunft von Flüchtlingen – Einflüssen von außen und einer steten Veränderung unterworfen seien. Wandelbarkeit und Offenheit ist ja das Wesen von Kultur schlechthin, wolle man sie nicht auf Bräuche und Sitten reduzieren, und auch diese bleiben bekanntlich nicht ewig gleich. Mit keinem Wort hatte ich erwähnt, ich wolle mein eigenes Schicksal jemandem aufhalsen. Wer wie ich zwischen dem fünften und sechzehnten Lebensjahr zwölfmal von einem Land in ein anderes umziehen musste, wünscht dies niemandem – nicht als Erfahrung und schon gar nicht als Lebensmodell...

Die Ansichten des eingangs zitierten Herren sind exemplarisch für viele Menschen, die politisch rechts der Mitte stehen. Er und seinesgleichen hängen, ähnlich den Islamisten, einer reaktionären Utopie nach, einem Fundamentalismus, der auf eine klar strukturierte, auf scheinbar sicheren Identitäten beruhende Welt in der Vergangenheit verweist, eine Welt, die es nie gegeben hat, die aber als verklärter, von äußeren und inneren Feinden immer heftiger bedrohter Sehnsuchtsraum als Heimat definiert wird. Das Klischee als Ideologie. Kitsch als Überlebensmodell!

Mit Klischees war ich immer wieder konfrontiert. Als Kind, so schrieb einmal ein bekannter österreichischer Kritiker, erlerne man eine fremde Sprache kinderleicht. In einem Artikel unterstellte er mir, ich maße mir die Rolle und das Schicksal eines Migranten an, denn ich sei ja schon als

kleines Kind nach Österreich zugewandert. In Wirklichkeit sei ich somit ein „echter Österreicher“. Letzteres bestreite ich nicht.

Doch als ich in dieses Land kam, beherrschte ich die Sprache nicht. Stumm war ich, taub und fremd. Und kinderleicht erlernte ich die Angst.

Stumm war ich, obwohl doch all die anderen Deutsch sprachen, *po nemetski*, wie es auf Russisch heißt - die Sprache der Stummen.

Zwei Identitäten sind weniger als eine, heißt es, und drei sind weniger als zwei. Doch als sich mir die Sprache nach und nach erschloss, wuchs mir die Fremde zu und wurde mir zum Zwischenraum.

Die Freunde meiner Volksschulzeit waren allesamt Einwanderer wie ich, und wenn ich heute manchmal den Bezirk in Wien besuche, in dem ich aufgewachsen bin, die Brigittenau, wechsele ich automatisch die Sprache, beginne in meiner Muttersprache zu denken, vergesse, dass ich in Österreich bin, und kann mir kaum vorstellen, dass es auch Einheimische gibt, Eingeborene, die diese Gegend bewohnen. Das ist für mich Heimat - sie hat mit der Vergangenheit alter Briefe, mit der Nostalgie nach oft gehörten Geschichten und der Liebe zu Menschen zu tun, die ich nie gesehen habe, weil sie nie aus Russland ausgewandert und längst gestorben sind, mich aber prägten, wie sie mich heute noch prägen, über ihren Tod hinaus...

Heute redet man von Integration. In meiner Kindheit war dieses Wort noch unbekannt. Damals hieß es, ich solle mich benehmen. Das tat ich, denn ich war ein gehorsames Kind. Ich war ein Migrant, den sich heute jeder Rechtsradikale wünschen würde: fleißig, dankbar, niemals vorlaut, immer frisch gewaschen, freundlich grüßend, weder Moslem noch schwul und schon gar nicht transgender. Trotzdem war ich damals ein „Tschusch“, ein Gastarbeiterkind, ein Fremder.

Je älter ich wurde, desto mehr passte ich mich in Sprache, Mentalität und Gehabe den Eingeborenen an. Langsam, aber stetig begannen sie, in mein Leben zu treten. Bald war ich, bei oberflächlicher Betrachtung, nicht mehr von ihnen zu unterscheiden. Längst war ich nicht mehr stumm und taub. Die Worte klangen mit der Zeit viermal in meinem Ohr: In meiner Muttersprache mit dem alten, dem vertrauten Klang, den allerdings ständig ein neuer Ton zu brechen schien, und in der fremden Sprache, die nun immer mehr zu meiner eigenen wurde. Und manches Wort löste sich gänzlich auf. Die Sprache wurde mein Metier, doch niemals mein Refugium.

Deutsch lernen und Erfolg zu haben, ist noch nicht genug, sagte mir einst mein Lehrer. Wenn du ein richtiger Österreicher werden willst, musst du lachen, wenn alle anderen lachen ... weinen, wenn alle anderen weinen ... schimpfen, wenn alle anderen schimpfen...

Traf ich mich mit Einheimischen, dachte ich wie sie und verhielt mich wie sie. Meine Eltern, sowie andere Immigranten, erschienen mir plötzlich altbacken, weltfremd, misstrauisch, unfähig, sich in ihrer neuen Umgebung zurechtzufinden. Sie waren zynisch: Humanität, Menschenrechte, Demokratie waren für sie nur leere Worte. Sie glaubten, mehr gelitten zu haben als andere, waren wütend auf die Welt, am meisten aber auf sich selbst... Mit gelassenem Wohlwollen blickte ich auf sie herab, hatte aber Verständnis.

Sobald ich aber mit Immigranten aus meinem Geburtsland beisammen war, änderte sich meine Einstellung. Ich passte mich nicht nur an, ich dachte tatsächlich anders und legte mein anderes Ich vorläufig ab. Die Österreicher wurden wieder zu fremden Eingeborenen, konsumgetrieben, pedantisch und allesamt ein klein wenig beschränkt, oftmals böseartig, aber auch oberflächlich, vom guten und sorglosen Leben im Westen verwöhnt und dadurch meist recht naiv. Man lachte über ihre Problemchen, und ich lachte mit, hatte aber Verständnis.

Als Teenager begann ich Tagebuch zu führen. Ich versuchte alles festzuhalten, was ich nie mehr vergessen wollte. Doch was ich vergessen musste, vergaß ich schließlich trotzdem, und was ich aufschrieb, war bald keine Chronik mehr. Die Wirklichkeit erschien mir als karge und trockene Oberfläche dessen, was ich als eigentliche Wahrheit hinter der Wirklichkeit zu erkennen glaubte. Es war nicht allzu schwer, zu dieser Wahrheit vorzustößen. Ich brauchte sie nur zu erfinden. Dabei gab ich selten dem Wunsch nach, die Ereignisse so niederzuschreiben, wie ich sie gerne erlebt hätte. Mogeln wollte ich nicht. Phantasie war eine ernste Angelegenheit. Manchmal versuchte ich mir vorzustellen, was geschehen wäre, wenn ich in bestimmten Situationen anders reagiert hätte. Dann fügte ich Traumsequenzen oder kleine Zusatzerzählungen ein. Zur Realität der Welt in ihrer Gesamtheit gehörte immer auch der Konjunktiv. Die Realität der Welt war vielschichtiger als die Realität der Fakten, aber ich vergaß nie, auf welcher Bewusstseinssebene ich mich gerade befand.

Die meisten meiner Geschichten sind aus Erfahrung und Anschauung und aus deren kreativer Ergänzung entstanden. Nur so hatte ich das Gefühl, die Welt als stimmiges Ganzes zu erleben. Manchmal frage ich mich, ob Kreativität nicht bedeutet, eigene Vorstellungen so lange zu hinterfragen und zu variieren, bis sie den scheinbar fremden Gegebenheiten oder irritierenden Eindrücken eine Dimension des Vertrauten und somit Greifbaren geben.

Soweit die Fiktion als Ergänzung zu Selbsterlebtem eine symbolische und allgemein gültige Dimension besitzt, kann sie, wie ich glaube, zu guter Literatur werden. Wenn ich beim Schreiben das Gefühl habe, dass das Erlebte oder das Erinnerte sowie das Erinnerte, das man nachträglich als Erlebtes wahrnimmt, etwas widerspiegelt, das über die eigene Person hinausgeht, in dem sich also auch andere Menschen spiegeln könnten, dann kann daraus etwas Wertvolles entstehen. Außerdem ist Qualität natürlich eine Frage der Form. Als jemand, der Deutsch relativ früh als Kind erlernt hat, besitze ich die Möglichkeit, intuitiv mit der Sprache umzugehen, habe aber eine gewisse emotionelle Distanz zu ihr nie überwinden können. Diese gleichzeitige Nähe und Distanz schärft den Blick. Ich glaube, dass die Fähigkeit zur Distanz ein Wesenszug von Literatur überhaupt ist. Distanzen müssen aufgebaut werden, bevor man eine Wiederannäherung an ein Thema wagen kann. Vielleicht bin ich deshalb besonders selbstkritisch und hinterfrage die einfachsten Sätze. Außerdem hat für mich kein einziges deutsches Wort seine Fremdheit zur Gänze verloren. Darin liegt aber die Chance, den Worten einen neuen, manchmal überraschenden Sinn zu geben oder sie in einen ungewohnten Kontext zu stellen.

Zwei Identitäten sind weniger als eine, behauptete einmal ein kluger, eitler Mensch. Genügsam ruht er in der Fülle seiner selbst. Ich aber bin stets unterwegs und breche immer wieder die Grenzen meines Zwischenraumes auf.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit!